

Die Hülffe Gottes an der Saalequelle

Das Fichtelgebirge gilt als Landstrich mit einer unglaublich vielfältigen und atemberaubenden Natur. Nicht nur, dass es vielen Tieren und Pflanzen eine Heimat bietet, es ist auch der Ursprung von vier verschiedenen Flüssen, die in alle Himmelsrichtungen davonfließen: Der sächsischen Saale, der Eger, dem Main und der Naab. Noch heute gilt vor allem die Quelle der Saale als beliebtes Ausflugsziel für Besucher aus ganz Deutschland, wobei natürlich die Gäste aus Sachsen überwiegen, die den Ausgangspunkt eben jenes Flusses sehen möchten, der einige hundert Kilometer weiter in die Elbe mündet. Heute erinnert nicht mehr viel an die bewegte Geschichte dieser unscheinbaren Quelfassung, doch sah es hier vor 200 Jahren noch komplett anders aus: Zu dieser Zeit erstreckte sich rund um die Quelle der Saale eines der größten Bergbaugebiete Oberfrankens, in dem mehrere Bergleute versuchten, der Erde eine goldfarbene Substanz abzugewinnen – sogenannte „gelbe Kreide“.

Schon Karl Dietel fand heraus, dass sich bereits am 27. Juni 1496 ein gewisser Nikol Bär aus Weißenstadt mit einer „Fundgrube am Saalbrunnen“ belehnen ließ, was somit die älteste Erwähnung dieser montanhistorisch bedeutenden Stätte ist.¹ Was Bär damals zu finden hoffte, ist heute nicht mehr bekannt, doch macht eine Beschreibung des Johann Pachelbel aus dem 18. Jahrhundert Hoffnung. In seiner „Ausführlichen Beschreibung des Fichtel-Berges im Norgau gelegen“ liest man:

Bey dem Ursprung der Saale findet man ein Loch/ dessen Erde wie ein weisser Laimen ist/ NB. wann diese ein wenig von der Sonnen gedörret wird/ so färbt sie wie eine blaue Lasur/daß man also wohl etwas mit machen und anstreichen kan. In dieser Gruben oder darunter/daneben/dabey schlage einen Sinter durch den Laimen/bey 1. bis 5. Ellen tieff/so findest du einen reinen und wohlgediegenen Gold-Gang.²

Es ist heute nicht mehr nachweisbar, aus welchen Gründen der Zeller Bürger und Münchberger Stadtförster Jacob Heinrich Richter am 13. Juni 1769 beim Bergamt Wunsiedel um die Mutung an der Saalequelle nachsuchte³, doch mag dabei Pachelbels Beschreibung sicher eine gewisse Rolle gespielt haben. Einen knappen Monat später, am 11. Juli des Jahres, wird er offiziell mit der Grube belehnt⁴ und fängt vermutlich sogleich an, sein Glück im Graben zu suchen, da er nur kurze Zeit später davon berichtet, neben „allerhand Quarz und Kiesnierlein“ auch „tüchtige gelbe Kreiden“⁵ gefunden zu haben. Nun stellt sich natürlich die Frage, was man eigentlich unter diesem Namen zu verstehen hat. Ein Bergwerkslexikon aus dem 18. Jahrhundert gibt darüber Aufschluss:

Gelberde, eine Erde, welche bey Nürnberg, auch im Voigtlande bricht, lichtgelbe aussieht, und zu Anstreichung geringen Geräths auch Abputzung der Häuser und Anstreichung der Wände gebraucht wird. Ist eine Art lichten Ochters.⁶

¹ Dietel, Karl: „Das Gelbe-Kreide-Bergwerk an der Saalequelle“, o.A.

² Pachelbel, Johann: „Ausführlich Beschreibung des Fichtel-Berges im Norgau gelegen“, 1716, S. 271f.

³ Siehe dazu: Akt C 10.1 Nr. 517 im Staatsarchiv Bamberg (StaBa)

⁴ Ebd.

⁵ Ebd.

⁶ Stößel, Johann Christoph: „Bergmännisches Wörterbuch“, 1778

Gelbe Kreide, oder Gelberde, wie sie Stößel nennt, wurde also zur Herstellung von Hausfarbe benötigt. Zur Gewinnung diesen seltenen Pigments bedarf es verschiedener Arbeitsschritte: Nachdem man den Rohstoff mittels eines Schlämmkastens aus der Erde herausgewaschen

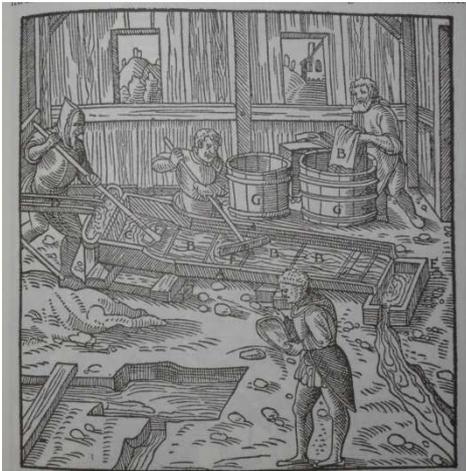


Abbildung 1 Das Schlämmen; entnommen aus Georg Agricola: "De re metallica libri XII"

hatte, wurde er entweder in der Sonne, oder aber in großen Öfen gedörrt, was heißt getrocknet und gebrannt. Je nach Dörrgrad färbte sich die anfänglich gelbliche Erde ockerfarbig oder gar rötlich. Eine ähnliche Substanz, sogenannter Rötelocker, wurde gar als Heilmittel hoch gepriesen, doch ist nicht bekannt, ob auch der gelben Kreide eine solche Eigenschaft nachgesagt worden ist.

Richter beschließt im Folgenden, sich nur auf den Abbau der Kreide zu konzentrieren, was eine recht ertragreiche Angelegenheit gewesen sein dürfte, wenn man

bedenkt, dass er bereits 1771 ein Alleinvertriebsrecht für die Zeller Kreide beanspruchte, was jedoch nach einer Überprüfung des Betriebes durch den Bergrat

Christian Tromler aus Naila abgelehnt worden ist.⁷ Dennoch lobt Tromler die Qualität der Zeller Kreide:

[...] daß das gelbe Gebürg als das Liegende von einem Elements-Gang, so aus einem eisenschüffigen Quarz bestehet, zu einer Farbe alsdann zu gebrauchen wäre, wenn es geschlämmt würde, wovon dem Richter damals als Lehenträgern der Hülffe Gottes Eröffnung gethan. Wie mächtig dieses gelbe Gebürg sey, ist meines Wissens noch nicht mit einem Querschlag untersucht worden, ist aber gar nicht zu zweifeln, daß diese gelbe Farbe in Überfluss zu haben, welche auch gleich bey dem Stollen, so ganz nahe an dem Ursprung der Saal lieget, geschlämmt und zu einem Kaufmannsgut [...] aufbereitet auch nicht nur das ganze Land, sondern auch Auswärtige damit reichlich versehen werden können.⁸

Nichtsdestotrotz, wird Richter gestattet, in den Amtsblättern Werbung für sein Produkt zu schalten, wobei bis zum Zeitpunkt der Abfassung dieses Berichtes nicht bekannt ist, ob er diesem Angebot tatsächlich nachgekommen ist. In den folgenden Jahren ist es ruhig um Richter und seine kleine Zeche, wobei die besondere Bedeutung der Zeller Kreide anhand einer kleinen Anekdote in Erfahrung gebracht werden kann: Am 17. März des Jahres 1773 berichtet der Berghauptmann Karl von Bothmer, Richter sei mit seinen Steuerzahlungen in Verzug, schlägt jedoch gleichzeitig vor, ihn für zwei Jahre von allen Abgaben zu befreien, um ihm so den weiteren Betrieb seines Bergwerks zu ermöglichen – am 2. April stimmt die Regierung diesem Vorschlag zu.⁹ Eine Beschreibung der Anlagen bietet der Zeller Historiker Johann Georg Wunderlich, der unter anderem für den Bau der 1769 errichteten Kirche verantwortlich zeichnete und im Zuge einer Aufstellung aller nach Zell gepfarrten Orte auch die „Hülffe Got-

⁷ StaBa C10.1 Nr. 517

⁸ StaBa C10.1 Nr. 517

⁹ Ebd.

tes“, wie das Bergwerk nun heißt, aufführt.¹⁰ Es ist ihm zufolge nur im Sommer bewohnt und weist, wie aus anderer Quelle erfahren werden kann, neben einem hölzernen Förderschacht auch ein Zechen- und Huthaus, sowie mehrere Stollen und Gruben auf. Nachdem Richter am 4. August 1773 den Markgrafen darum bittet, seinen Betrieb dem Bergamt Goldkronach zuzuschreiben und er gleichzeitig den Sparnecker Amtmann Feez und die Räte der Stadt Münchberg der angeblichen Sabotage bezichtigt, ein Umstand, dessen Wahrheitsgehalt aufgrund fehlender Quellen nicht geprüft werden kann, wird es für knapp 20 Jahre ruhig um ihn und die Hülffe Gottes.¹¹ Es darf an dieser Stelle die Vermutung geäußert werden, dass die Entlassung Richters, der seine Aufgaben als Förster über mehrere Zeit hinweg vernachlässigt hatte, in diesem Zusammenhang als „Sabotage“ durch die Münchberger Stadträte gesehen worden ist. Am 16. Juni des Jahres 1794 schließlich erfährt der aufmerksame Leser der Bergbauakten im Staatsarchiv in Bamberg, dass Richter beim Bergmeister um Bretter und Balken, sowie um 50 Gulden zum Weiterbetrieb der Zeche bittet. Gleichzeitig regt er an, dem Juden Wertheim, von dem leider keine genauen Daten auffindbar sind, den Import von gelber Kreide aus dem (bayerischen) Ausland zu verbieten¹². Grund für diese Bitte war der Besuch Alexander von Humboldts an der Saalequelle, der aufgrund einer früheren Bitte Richters seinem Betrieb einen Besuch abgestattet und davon wie folgt berichtet hat:

Der damalige Forstbedienstete Jacob Heinrich Richter hat sich bereits mehrmals bei einzelnen Glieder Eures hochfürstl. Königl. Oberberg-Departements und bei dem Bergamt Goldkronach gemeldet, um eine Unterstützung für seine Grube „Hülffe Gottes“ bei Zell, am Ursprung der Saale, zu erhalten. Neuerlichst hat er sich mit anliegendem Vorschlag auch an mich gewandt und einige billige, mehr aber unbillige Forderungen gethan. Die Hoffnungen des Richter auf edle Metalle sind schon schwankend, da er dunkelbraunen und spiegelgelben Glimmer (wie die jetzt in Gefrees wühlenden Keller-Bergleuthe) für Golderz hielt. Dagegen verdient der Verschluss der sogenannten Kreide, die sogar ins Ausland gehen und die bayerische vielleicht nach und nach verdrängen kann, alle Aufmerksamkeit. Dieser Verschluss stockt bisher darum, weil man dem Hr. Richter ehemals eine beträchtliche vorgeschossene Betriebssumme in die Hände gab und weil er (nach Verschleuderung derselben) nicht Mittel genug hatte, um die zum Schlämmen erforderlichen Anstalten vorzurichten. So sehr ich daher auf der einen Seite von jedem Antragen zu einem Verbot der bayerischen Kreide, aus politischen merkantilistischen Ursachen, abrate, so sehr wünsche ich doch ein so nutzbares Produkt nicht ferner ungefördert zu sehen. Ich wäre daher der Meinung, dass man dem Richter zur Vorrichtung der Schlämmkästen und als Beihilfe zum Anfang des neuen Betriebs 2 Blöcher Bretter, 2 Sparreiß und 3 Halbreiß und 20 Gulden Schichtlohn verwilligte, doch dergestalt, dass der Schichtlohn den Bergleuthen selbst, das Grubenholz dem Bergmeister bezahlt, dem Hr. Richter aber kein Geld in die Hand gegeben würde. Die Hülffe Gottes ist vormals ad decreto speciali zur Goldcronacher Refier (Anm. Auf Wunsch Richters!) geschlagen worden, zu der sie ursprünglich keineswegs gehörte. Da der Goldcronacher Etat pro 1794/95 belastet genug wird, so werde ich [...] die erforderlichen 30 Gulden daher auf dem Wunsiedler Etat 1794/5

¹⁰ Wunderlich, Georg: „Verzeichnis der nach Zell gepfarrten Orte“, Zell, 1769

¹¹ StaBa C10.1 Nr. 517

¹² Ebd.

*setzen. Daß die Schlammleitung wirklich vorgerichtet und auch der Stollen, um reinere Kreide zu haben, abgeteuft werde, dafür werde ich mit dem Bergamt pflichtgemäß Sorge tragen.*¹³

Humboldts Besuch markiert den Höhepunkt der Geschichte des Gelbkreide-Bergwerks und ist sogleich der Anfang vom Ende des Betriebes. Am 11. November des Jahres 1796 wird berichtet, dass die Zeller Hirten, Johann und Johann Braun, aufgrund der Lage ihrer Weiden auch „Waldhirten“ genannt, den 77-jährigen Richter in Pflege genommen haben. Nur ein Jahr später übereignet er ihnen die Zeche und stirbt kurze Zeit später. Am 17. Mai 1797 trägt das Bergamt Wunsiedel die Gebrüder offiziell als Eigentümer des Bergbaugebietes ein.¹⁴ Auch aus dieser Zeit hat sich eine Beschreibung des Betriebes erhalten, die von Johann Theodor Benjamin Helfrecht im Jahr 1799 angefertigt worden ist:

Nahe bey dem Ursprunge der Saale und zwar bey deren unterer Quelle ist ein gelbes Farbenwerk, dessen Schacht einige lange und tiefe Gänge hat. Der in Zell wohnenden Eigentümer fand vormals bey der Landesherrschaft Unterstützung, betrieb aber das Werk, wie man mir sagte, nicht unausgesetzt. Im J[ahr] 1791, da man zureichenden Verschluss der gelben Erde fand, wurde das Fossil wieder bearbeitet. In diesem findet sich eine Art von Hornstein und sehr vester Quarz. In einer Anmerkung dazu heißt es weiter:

*Auch diesen Quarz nahm man für silberhaltig, wecher aber bey angestellten Proben die Kosten nicht vergütet haben soll. Überhaupt scheint es ein Vorurtheil für die Fichtelgebirgischen Steine zu seyn, daß man ihnen immer Gold und Silber zuschreibt, wenn sie nur einigen Glanz haben.*¹⁵

Die genaue Geschichte des Betriebes in den folgenden Jahren ist leider nicht bekannt, doch wird am 24. Juni des Jahres 1809 berichtet, dass sich das Vorkommen an Gelber Kreide mittlerweile erschöpft hätte¹⁶. Im gleichen Atemzug jedoch berichtet einer der Brüder Braun der Regierung von Goldfunden und bittet um eine Begutachtung durch Experten. Nachdem die Regierung dem Gesuch des Johann Braun zuerst aufgrund der französischen Besatzung nicht helfen konnte, stattet der Revieroffiziant Reuter aus Wunsiedel der Zeche im Juli des Jahres einen Besuch ab und fällt ein vernichtendes Urteil:

Das gedachte Bergwerk des X. Braun liegt ohngefehr ½ Stunde von Zell im Walde und zwar an dem Punkt, wo die Saale entspringt. Das Gebirge ist hier Glimmerschiefer [...] Es ist hier ein ohngefehr 30 Lachter (ca. 60 Meter) langer Stollen und ein bis auf dessen Sohle circa 4 Lachter tiefer Schacht getrieben. Der Stollen geht parallel mit dem Streichen der Gebirgsschichten und erstreckt sich in der oben bemerkten Länge zwischen 6 und 8 Lachter hinaus. – Von Lagerstätten irgendeiner Arth ist auch nicht die geringste Spur hier vorhanden, und noch weniger von Steinen, welche nach seiner Angabe Gold, Silber und Kupfer führen. Der Glimmer in dem Glimmerschiefer hat ei-

¹³ StaBa C10.1 Nr. 517

¹⁴ Ebd.

¹⁵ Helfrecht, Johann Theodor Benjamin: „Das Fichtelgebirge nach vielen Reisen auf demselben beschrieben“, G.A. Grau, Hof, 1799, S. 134f.

¹⁶ StaBa C9.6 Nr. 17499

ne etwas schwarze Farbe und diese schwarzen Flecken in der Gebirgsarth deuten nach Auslegung des X. Braun auf Silber – der etwas durch Verwitterung gelb aussehende Feldspath in derselben deutet auf Gold – und eine Arth rother Eisenrahm, der sich manchmal auf den Ablösungen der Gebirgsarth befindet, ist seine Deutung auf Kupfer – kurz, das Ganze ist Chimarie, die sich bei dem X. Braun fixiert hat und der sich um dieser willen auch durch die vernünftigsten am Tage liegenden Gründe von der Idee, daß hier Gold, Silber und Kupfer in Fülle vergraben liegt, umso weniger abbringen lässt, da der Bachelbels Berghistorie vom Fichtelgebirge besitzt, in welcher gesagt wird, daß an dem Punkte bei Zelle, wo die Saale entspringt, große Schätze von oben bemerkten Metallarten vergraben sind. Braun erwiderte mir auf jedes Zurechtweisen: „Wie kann es mir fehlen, daß ich hier mein Glück mache, ich habe es ja gedruckt, daß große Schätze daselbst verborgen sind.“ Der X. Braun verschärft seinen Aberglauben noch mehr dadurch, an dem Ort sein Glück durch Bergbau zu machen, der er den Glimmerschiefer schmelzen will, ihn pulverisiert mit Bley versetzt und dieses sich auf diese Arth oxidierende Bley ist sein noch nicht ganz zur Reife gekommenes Metall, welches erst in mehrere Tiefe ganz reif wird, und um dahin gelange zu können, hat derselbe um höchste Unterstützung nachgesucht.¹⁷

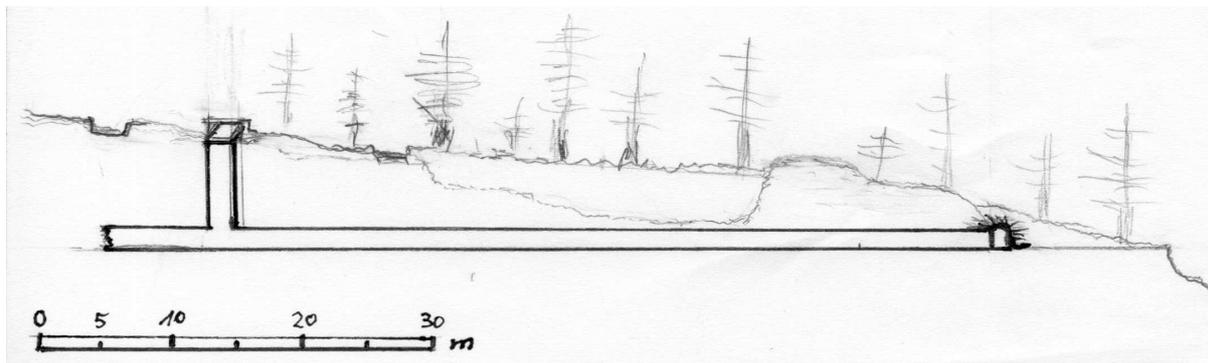


Abbildung 2 Anhand des Berichtes angefertigte Rekonstruktion des größten Abbaustollens mit senkrechtem Förderschacht (R. Stäudel)

Nach einer weiteren Bestandsaufnahme durch das Oberbergmeisteramt Goldkronach am 7. September des Jahres 1809 scheint der Betrieb ein für alle stillgelegt worden zu sein¹⁸. Erst acht Jahre später findet sich eine neue Beschreibung in einem Werk der Herren Goldfuß und Bischof:

Das Bergwerk, in dessen Schacht das Wasser der Saalequelle sogleich herabstürzt, wurde lange Zeit auf Gelberde betrieben; allein da sich kein Gold daraus schmelzen ließ, wie der Eigenthümer hoffte, so blieb es wieder im Freyen liegen, und Schacht und Stollen sind eingestürzt.¹⁹

¹⁷ StaBa C9.6 Nr. 17499

¹⁸ Vgl. dazu: Dietel, Karl: „Das Gelbe-Kreide-Bergwerk an der Saalequelle“, ??

¹⁹ Goldfuß, August; Bischof, Gustav: „Physikalisch-statistische Beschreibung des Fichtelgebirges“, 1817, S. 171

Das weitere Schicksal der Besitzer beleuchtet Julius von Plänckner im Jahr 1839:

Die Hauptquelle rieselte ehemals in einem klaren, zu jeder Jahreszeit gleichen Strome unter eine Buche hervor, fiel sogleich in einen auflässigen Schacht, floss aus dessen Stollen, nahm das Wasser des unteren Saalsbrunnens auf, und ihren Lauf nach Zell. Durch die Unternehmungen des sogenannten Waldhirten ist aber die hier beschrieben, ehemalige Situation der Quelle verändert. Dieser nunmehr verstorbene Mann, hatte sich ein Häuschen ohnfern der Quelle erbaut, das noch jetzt „beim Waldhirten“ heisst, und von seinen Nachkommen bewohnt wird. Hier lebte er seine Neugungen und Geschäften, fing Vögel und Schlangen, zähmte und lehrte sie und kannte die Kraft der Waldkräuter, die er sammelte und zu Kuren anwendete. Er glaubte, am Saalbrunnen liege Gold und begann daher, für sich allein und in aller Stille, einen Bergbau an dieser Stelle. Sein Mühsam erworbener Verdient stieg nunmehr bei den vorgenommenen Schmelzungen der ausgebeutete Steine und Erdarten in Rauch durch die Dachritzen seiner Hütte, die keinen Schornstein hatte, und die alte Buche, unter welcher die Saale dem Schosse der Erde entquoll, stürzte endlich, unterminirt herab.
20 21

Selbst wenn also Plänckner einige Details aus der Geschichte des Betriebes falsch wiedergibt, so bietet sein Bericht dennoch eine Einsicht in die Situation an der Quelle, die durch die Bemühungen Richters und der beiden Herren Braun entscheidend geprägt worden ist.

Die erste bildliche Darstellung der Quelle der Saale stammt aus dem Jahr 1844, wurde von Julius Fleischmann angefertigt und im Buch „Die malerischen Ufern der Saale“ des K.H.W Münnich abgedruckt. Eine passende schriftliche Bestandsaufnahme liefert dazu oben zitiertes Plänckner. Ihm zufolge war es das Verdienst des Stadtförsters Otto, der nebenher gesagt auch für den Erhalt des am Waldstein befindlichen Bärenfanges verantwortlich zeichnete, im Jahre 1837 die Quelle der Saale komplett neu zu gestalten: Seither floss das Wasser der Saale aus der „Quelle“, die mit einem Häuschen umbaut gewesen ist, in eine trichterförmige Vertiefung, die den mittlerweile eingestürzten Stollen markiert, in Richtung eines Rondells, ergießt sich hier in den Rest jenes Schachtes und kommt auf der anderen Seite, dem „Ausgang“ wieder hervor.²²



Abbildung 3 Stich der "Quelle der Saale", Fleischmann, 1844

²⁰ Plänckner, Julius von: „Piniferus, Taschenbuch für das Reisen ins Fichtelgebirge“, G. A. Grau, Hof, 1839, S. 40f.

²¹ Vgl. dazu: Roßner, Adrian: „Die Geschichte der Zeller Hirtenfamilie Braun“, o.O., 2011

²² Plänckner, Julius von: „Piniferus, Taschenbuch für das Reisen ins Fichtelgebirge“, G. A. Grau, Hof, 1839, S. 41

Die Saalequelle selbst wurde 1869 ein letztes Mal neu gefasst, nachdem das Brunnenhäuschen sich in einem erbärmlichen Zustand präsentierte. Man beschloss, die oberirdisch fließende Saale bis zum Rondell zuzuschütten und den ursprünglichen „Ausgang“ nunmehr als Quelle zu gestalten. 100 Jahre später wurde die Quelle erneut umgestaltet und um zwei ausladende Granitmauern auf beiden Seiten ergänzt. So präsentiert sie sich noch heute – vom Bergwerk Hülffe Gottes zeugt nurmehr der verstürzte Stollen hinter dem mittlerweile nurmehr schwer zugänglichen Rondell.



Abbildung 4 Das vermutlich älteste Photo von der Saalequelle entstand um 1865 und zeigt den Zustand der von Förster Otto renovierten Quelle. (Privatsammlung Roßner, "Unglaub-Archiv")

chen Rondell.

Nichtsdestotrotz gibt es unweit des einstigen Abbaugbietes auch heute noch einen stummen Zeugen der bewegten Montangeschichte: In etwa 400 Metern Entfernung befindet sich ein teilweise verstürzter Stollengang, der mit großer Wahrscheinlichkeit ebenfalls auf Gelbkreide gefahren worden ist. Leider ist im Laufe der Jahrzehnte ein Großteil des ursprünglich ca. 15 Meter langen, in einer Rechtskurve verlaufenden Ganges eingestürzt, sodass eine Begehung

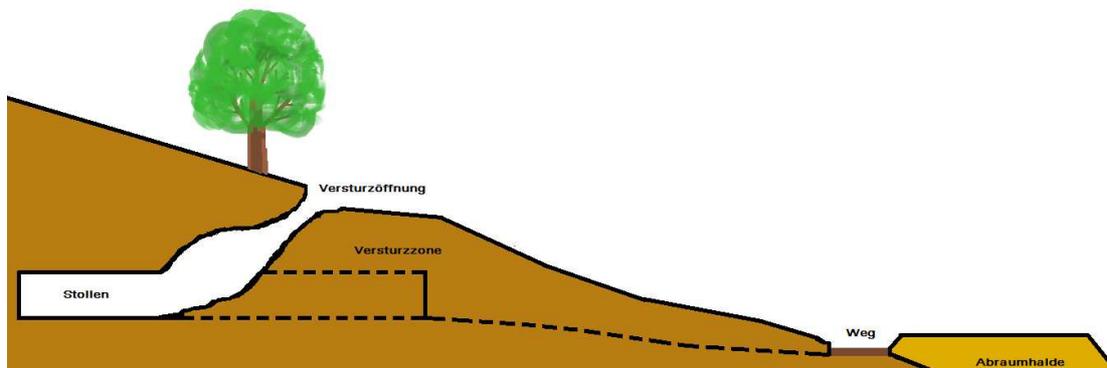


Abbildung 5 Schemazeichnung des Stollenrestes (R. Stäudel)

nurmehr durch ein kleines Loch an der Oberseite möglich ist, doch verdient dieser Stollen dennoch die Aufmerksamkeit der Heimatforschung, da es sich dabei um das einzige, noch befahrbare Exemplar auf der Nordseite des Waldsteins handelt. Im Zuge des Projektes „Bergbaurevier ‚Hülffe Gottes‘“ ist der Gang mittlerweile in das bayerische Denkmalregister eingetragen und entsprechend beschildert worden. Selbst wenn die „Hülffe Gottes“ heute nicht mehr besteht, so ist es dennoch erforderlich, an dieses einstige „Ruhrgebiet des Fichtelgebirges“ zu erinnern.

Adrian Roßner, Zell

Bitte beachten Sie, dass alle Bild- und Publikationsrechte beim Verfasser liegen.

